

JEHOSCHUA KENAZ
Die Nachmittagsvorstellung

JEHOSCHUA KENAZ

Die Nachmittagsvorstellung

ERZÄHLUNGEN

Aus dem Hebräischen
von Barbara Linner

Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
Dira im knisa bachazer bei Am Oved, Tel Aviv.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
fsc®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

I. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2008 Jehoschua Kenaz
Durch Vermittlung von The Institute for
the Translation of Hebrew Literature

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 Luchterhand Literaturverlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-630-87333-6

www.luchterhand-literaturverlag.de

Bitte besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog
www.transatlantik.de

INHALT

Wildes Fleisch, fremdes Fleisch	7
Ein toter Moment im Gedächtnis	53
Amram	79
Zimmer Nummer 10	104
Die schwarze Aktentasche	120
Der Fall Scheizaf	130
Die Wohnung mit Eingang im Hof	170
Das Fest	204
Die Nachmittagsvorstellung	238

WILDES FLEISCH, FREMDES FLEISCH

Es wird ein böses Ende nehmen, das weiß ich. Dieses Gefühl habe ich, wenn ich sie anschau, ohne dass sie es merkt. Woran denkt sie, wenn sie unentwegt im Haus herumläuft wie ein Tier im Käfig, ins Schlafzimmer geht, zurück ins Wohnzimmer, in die Küche und von da ins Zimmer des Jungen, was hat sie dort zu suchen? Für jemand anders mag es vielleicht so aussehen, als schlendere sie einfach herum, ohne Notwendigkeit, ohne Ziel. Aber woher soll man das wissen? Sogar bei denen, die uns am nächsten stehen, Eltern, Geschwistern, Ehemann, sogar beim eigenen Kind, was wissen wir denn schon? Nichts. Die unwichtigsten Dinge wissen wir, aber nicht die schicksalhaften, nichts von ihren Geheimnissen, die Einfluss auf unser Leben nehmen können – oder auf unseren Tod! Um wie viel weniger also bei einer, die von dort kommt. Wie soll eine wie ich – im Land, in Israel, geboren, ehemaliges Mitglied der Palmachsturmtruppen, heute Lehrerin für Klavier und Musik in einem alteingesessenen Moschav –, wie soll ich wissen, was in der Seele dieses Mädchens vorgeht? Niemand, der von dort kommt, ist völlig normal. Manchmal schaue ich sie an und sage mir: Weh uns, das ist unser Todesengel.

Sie ist ein Flüchtling, eine Cousine meines Mannes, die im Haus der Pionierinnen untergebracht war, bis man sie

hinausgeworfen hat, von deren Standpunkt aus ganz zu Recht, und nun wohnt sie bei uns, bis sich irgendein fester Wohnort für sie findet. Am Anfang mochte ich sie wirklich sehr. Ein wunderbares Mädchen, sauber, ordentlich, hübsch und klug, spricht Hebräisch, alle Vorzüge der Welt. Als sie zu uns kam, schlug sie sogar vor, als Haushaltshilfe für uns zu arbeiten und so ihre Unterbringung zu bezahlen. Selbstverständlich stimmten wir dem nicht zu. Alles war gut und schön, bis die Probleme aufzutauchen begannen. Und seither lebe ich die ganze Zeit in Todesangst – wirklich.

Sie hat die Lager der Deutschen überstanden, das ist richtig. Und sie beharrt darauf, allen nur möglichen Leuten davon zu erzählen, egal, wo und wann. Ich sage immer zu ihr: »Klara, sechs Millionen sind umgekommen, und die, die am Leben geblieben sind, haben das durchgemacht, was du durchgemacht hast, jeder hat seine eigene Geschichte.«

Worauf sie sagt: »Mir ist wichtig, was mir passiert ist. Und darüber muss ich reden.«

»Aber die Menschen wollen das nicht hören«, erkläre ich ihr. »Es ist schwer, es ist beängstigend.«

»Und für jemand, der dort war?«, erwidert sie. »Ist es für den nicht schwer und beängstigend? Was denn, sind die Menschen in Israel so zart besaitet, dass sie es nicht ertragen können, wenn man ihnen das erzählt? Und außerdem«, behauptet sie, »viele Menschen wollen es durchaus hören, sind interessiert, stellen Fragen, verlangen noch mehr Einzelheiten.«

Am schlimmsten ist es, sich ihre Geschichten über das wilde Fleisch anzuhören. Ja, ihr habt richtig gehört, das sagt sie: wildes Fleisch. Es ist wirklich nicht angenehm, davon

zu sprechen, doch es bleibt keine andere Wahl, man muss das Problem aufs Tapet bringen: Sie glaubt, bei ihr sei wegen dem, was sie durchgemacht hat, was immer man ihr dort angetan hat, etwas im Körper gewachsen, das sie wildes Fleisch oder fremdes Fleisch nennt (mal so, mal so, abhängig von ihrer Stimmung). Und sie zeigt auf eine Art kleinen Hubbel von schwachrötlicher Färbung zwischen den Fingern und an den Ellbogen und sagt: »Das ist nicht das Fleisch von mir! Das ist das Fleisch der Deutschen. Ich will das nicht haben!«

»Was kümmert es dich?«, entgegne ich ihr. »Warum stört es dich denn? Tut es weh?«

Sie erwidert: »Was soll das heißen? Würdest du wollen, dass dir an deinem Körper Fleisch wächst, das nicht deines ist?«

»Ist mir schon gewachsen!«, sage ich zu ihr. »Mein Junge, Jair!«

»Das ist kein fremdes Fleisch«, gibt sie zurück, »das ist dein Kind, das Teuerste, was du auf der Welt hast.«

Damit hat sie recht.

Sie ist ein hübsches Mädchen. Wenn sie interessiert wäre, hätte sie schon einen Jungen oder gar einen Bräutigam gefunden. Sie könnte eine Familie gründen, und das würde sie zweifellos vollständig kurieren. Doch, so sagt sie, solange sie dieses Fleisch nicht loswerde, sei sie nicht dafür bereit, dass jemand ihren Körper berühre. Das sagt sie so, völlig offen. Sie ist schon seit einigen Jahren im Land, lange genug, um die Probleme von dort allmählich zu vergessen und israelischer zu werden.

Und warum haben wir sie am Hals? Weil man sie aus

dem Haus der Pionierinnen hinausgeworfen hat. Und warum hat man sie hinausgeworfen? Weil sie dort alle verrückt gemacht hat mit dem fremden Fleisch, sie konnten es nicht länger aushalten. Dort wohnen sie schließlich zu mehreren in einem Zimmer. Wie lange kann man sich das anhören? Keines der Mädchen wollte mit ihr in einem Zimmer sein.

Jetzt ist sie bei uns. Wer weiß, wann sich woanders etwas für sie finden lässt. Ohne sie zu fragen, haben wir angefangen, uns für alle möglichen Orte zu interessieren. Wir haben es auch mit Kibbuzen probiert. Wenn sie begreifen, was das Problem ist, sind sie nicht mehr bereit. In einem gewissen Kibbuz sagten sie zu uns, sie seien nicht das Irrenhaus des Staates Israel, sie hätten genug mit ihren eigenen. Tatsächlich mit diesen Worten. Eine Schande! So ist hier die Einstellung zu diesen teuren, tragischen Menschen, die aus den Lagern gerettet wurden.

Manchmal bemühe ich mich, sie zu verstehen. Einmal fragte ich sie: »Was wünschst du dir? Was soll man mit diesem Fleisch machen?«

»Wegschneiden!«, antwortete sie. »Sie sollen alles wegschneiden und nicht einmal einen Krümel in der Größe eines Stecknadelkopfes übrig lassen!« Erst dann wäre sie glücklich und könnte ein neues Leben in Israel beginnen. Das ist das Wort, das sie benutzte: »glücklich«. Und dann, so sagte sie, werde sie kein Problem mehr haben, weder mit den Erinnerungen und Albträumen von den Lagern noch mit dem Schmerz um ihre Familie, die sie sah, wie sie ihrem Ende zugeführt wurde, und auch nicht mit allen möglichen Sachen, die man ihr dort angetan hat. Sie werde nie

mehr davon sprechen. Mit allem könne sie zurechtkommen, sagte sie, nur nicht mit dem Problem des wilden Fleisches.

Ich fragte sie: »Wenn es nur um die Stellen zwischen den Fingern und an den Ellbogen geht, die du mir gezeigt hast, dann ist das doch keine große Sache! Mit einer kleinen Operation kann man das wegmachen, und Jehuda (mein Mann) hat Beziehungen in der Poliklinik, du müsstest nicht einmal warten, bis du einen Termin bekommst.«

Sie lachte höhnisch: »Was du nicht sagst! Das Ganze passiert doch im Inneren! Was man äußerlich sieht, sind nur winzige Symptome. Dieses Fleisch ist unter der Haut gewachsen, man sieht es nicht, und es wächst nicht nur immer weiter, sondern auch immer schneller.«

»Vielleicht meinst du Krebs, Gott bewahre? Danach hört sich das an.«

»Nein«, erwiderte sie, bei Krebs habe man Schmerzen, aber bei ihr sei es viel schlimmer: überhaupt kein körperlicher Schmerz. Nur das Gefühl, wie das wilde Fleisch auf Kosten ihres echten Fleisches wachse, ihm keinen Platz mehr lasse. Sie spüre, so sagte sie, den Kampf, der dort vor sich gehe, wie sich das echte Fleisch verteidige, doch die Kräfte seien ungleich, und es sei auf dem Rückzug, werde regelrecht abgewürgt. Das wilde, fremde Fleisch sei stärker, verdränge es und beherrsche allmählich den ganzen Körper. Manchmal in der Nacht, wenn es ganz still sei, so sagte sie zu mir, sei es, als höre sie das Weinen des echten, besiegten Fleisches, das im Körper zunehmend zur Neige gehe.

»Wie hört sich das an?«, fragte ich. Sie gab eine Art Zwitschern von sich.

»Es ist ähnlich«, fügte sie dann hinzu, »wie das Weinen eines Säuglings, wie man es manchmal, spätnachts, aus irgendeinem Haus hört, wenn es ringsherum still ist.«

Einmal schlug ich ihr vor: »Vielleicht machst du das neue Fleisch zu deinem Fleisch? Adoptiere es, lerne, damit zu leben.«

Sie wurde wütend auf mich: »Aber das ist das Fleisch von Deutschen! Du verstehst nicht! Wolltest du in deinem Körper das Fleisch von Deutschen haben? Wenn mein echtes Fleisch weg ist«, sagte sie, »und in meinem Körper nur noch ihr Fleisch ist, dann werde das nicht mehr ich sein, es wird jemand anders sein! Das ist der Tod der echten Klara Hofmann, und an ihrer Stelle wird dann eine andere Klara sein, eine der ihren. Und vielleicht ist diese Klara Hofmann ein Kapo? Aber ich will, dass es nur eine Klara Hofmann, die echte, gibt, mit dem originalen Fleisch!«

Das war das erste Mal, dass ich sie das Wort Kapo in den Mund nehmen hörte. Meine unmittelbare Assoziation war der musikalische Terminus da capo, der natürlich absolut nichts damit zu tun hat. Doch als das Wort mit ihrer Stimme, mit ihrem Akzent, ausgesprochen wurde, hatte es eine andere Bedeutung. Ich spürte einen Schauer am ganzen Leib, und der schreckliche Gedanke begann sich in meinem Kopf festzusetzen, der mir seither keine Ruhe mehr lässt: In letzter Zeit hört man von Fällen, wo Menschen, die von dort gekommen sind, in Tel Aviv oder Haifa auf der Straße gehen und plötzlich jemanden sehen, der in ihrem Lager ein Kapo war, oder auch nur denken, dass es so gewesen ist, und zu schreien anfangen: Kapo, Kapo! Die Person flüchtet, und die Leute rennen hinterher, um sie

zu fassen. Manchmal gelingt es so jemandem zu entkommen, manchmal wird er erwischt. Und die, die ihn zu fassen kriegen, verprügeln ihn und bringen ihn auf die Polizei, damit er verhört und ihm der Prozess gemacht wird. Und wenn es sich um eine Frau handelt, scheren sie ihr als Erstes den Kopf kahl. Es gibt einige darunter, die zu Unrecht verdächtigt und natürlich wieder freigelassen worden sind. Doch es gibt auch welche, die dort wirklich Kapos waren, es am Schluss sogar zugeben und versuchen, sich mit allen möglichen Ausreden zu rechtfertigen. Die werden normalerweise ins Gefängnis geschickt. Ein Teil dieser Leute sind Frauen, die meisten eigentlich, ich weiß nicht, warum. Und manchmal ist das Bild einer solchen Frau in der Zeitung, und ich betrachte es wie hypnotisiert, kann gar nicht wegsehen, versuche, etwas darin zu entdecken, ich weiß auch nicht, was.

Nachdem ich das Wort Kapo aus Klara Hofmanns Mund vernommen hatte, sagte ich mir: Vielleicht auch sie! O Gott! Sie auch?

Alle Flüchtlinge, die von dort gekommen sind, haben in Israel wenigstens einen Menschen, der mit ihnen dort war, jemanden, mit dem sie die Erinnerungen teilen und mit dem sie in Kontakt bleiben. Sie treffen sich, beschwören vielleicht Erinnerungen herauf, machen Gedächtnisfeiern, was weiß ich. Sie aber – sie hat nur eine einzige Bekannte, und das ist eine Frau, die sie hier im Land, im Haus der Pionierinnen, kennengelernt hat, ein Flüchtling wie sie. Sie treffen sich hin und wieder. Wir haben sie nie gesehen. Aber was ist mit Menschen, die sie dort kannte, in den Lagern selbst? Keiner. Auch nicht aus ihrer Stadt, aus Europa

und nicht einmal von Zypern her. Wie kann das sein? Etwas stimmt hier nicht. Sie geht kaum aus dem Haus. Fürchtet sie sich vor etwas? Wovor? Dass sie eines Tages über die Straße geht und ihr jemand nachrennt und schreit: »Kapo, Kapo!«, die Leute zusammenlaufen und ihr als Erstes den Kopf kahl scheren?

Das war in den großen Ferien, glücklicherweise musste ich nicht in der Schule unterrichten. Ich trug es einige Tage mit mir herum, konnte weder essen noch schlafen und nichts mit mir anfangen. Ich spielte kaum Klavier. Und sie lief die ganze Zeit durchs Haus, von einem Zimmer zum anderen, in diesen Hausschuhen aus Filz, deren Schritte man nicht hört, doch ich spürte jeden Tritt, jede Berührung der Sohle auf dem Boden, und es kam mir vor, als hörte ich die Schritte des Todesengels.

Ich weihte Jehuda in diesen schrecklichen Gedanken ein. Er lachte.

»Sie ist jung. Sie war dort noch ein kleines Mädchen. Hast du schon mal etwas von einem Mädchenkapo gehört?«

Das klang logisch in meinen Ohren, doch es genügte nicht, um mich zu beruhigen. Und ich weiß nicht, was besser wäre: dass sie einer war oder dass sie keiner war. Wenn sie wirklich einer war, dann sollen sie sie fassen, kahl scheren, und sie wird bekommen, was sie verdient. Und wenn sie es nicht war, dann musste man ihr diesen Wahnsinn austreiben. Oder man sollte sie von hier wegholen, damit sie ihr Leben an einem anderen Ort verbringt. Im Kibbuz hätte sie sich gut zurechtgefunden. Ich werde es den Kibbuzen nie verzeihen, dass sie sich auf so hässliche Weise entzogen haben.

Jehuda lacht über meine Ängste, dass sie uns etwas antun könnte, doch auch er leidet unter ihren Reden, obwohl er die meiste Zeit tagsüber nicht zu Hause ist, nur am Schabbat, und auch dann geht er zu Freunden Schach spielen. Ich habe ihm gesagt, dass man sie in psychologische Behandlung bringen müsse. Er hat gelacht und erwidert, dass man bei der Gelegenheit mich gleich mit untersuchen sollte. In Ordnung, soll er das ruhig sagen. Soll er lachen, solange er kann. Aber es ist seine Cousine. Er trägt die Verantwortung für sie.

Zuletzt erklärte er sich damit einverstanden, und wir gingen zu einer Beratung bei einem Spezialpsychologen, Leiter einer modernen Irrenanstalt, für den Jehuda Empfehlungen von oben erhielt. Wir erzählten ihm von Klara, und er sagte zu uns: »Bringen Sie sie her, dann sehen wir weiter.« Jehuda übte starken Druck auf Klara aus, und nach endlosen Diskussionen willigte sie ein, zu einer »Beratung« bei diesem Psychologen zu gehen. Wir fuhren also wieder hin, diesmal gemeinsam mit ihr. Wir hatten nicht die Hoffnung, ohne sie nach Hause zurückzukehren, aber ich dachte, vielleicht würden sie sie ja doch zu einer Behandlung dabehalten und wenigstens versuchen, sie dazu zu bringen, sich diese Sache mit dem Fleisch aus dem Kopf zu schlagen.

Sie ging zu dem Psychologen hinein, und wir warteten fast eine Stunde im Vorzimmer. Als wir nach Hause zurückfuhren, war sie nicht bereit, sich irgendwie zu äußern, sagte nur, das sei ihre Privatangelegenheit, und sie habe nicht die Absicht, uns Rechenschaft über die Beratung abzulegen.

Ohne ihr Wissen führen wir noch einmal zu einem Termin mit dem Psychologen, der uns sagte: »Es hat überhaupt keinen Sinn, mit einer Behandlung auch nur anzufangen. Sie will gar nicht geheilt werden! Dieser ganze Wahn mit dem fremden Fleisch ist für sie zur Geschichte ihres Lebens geworden. Ohne das hat ihr Leben keinen Sinn. Jedenfalls empfindet sie es so, und nur das zählt.« Ich fragte ihn, ob es nicht gefährlich sei, eine solche Frau bei sich zu Hause zu haben. Sie könnte schließlich eines Tages ... Es sei bekannt, dass Frauen, die von dort kamen, ihre Verwandten vergifteten, und vor allem die Kinder, als eine Art Rache. Denn während sie dort durchmachten, was immer ihnen widerfuhr, war das Leben in Israel ruhig und gut. Der Spezialist, der so tat, als habe er noch nie von solchen Frauen gehört, sagte, dass die meisten wohl trotzdem nicht mordeten und Kinder vergifteten, und wenn man das unbedingt glauben wolle, müsse man bei jedem Menschen Angst haben, dass er vielleicht einen Mörder in sich berge. Das stimmt, doch wer mit diesen Menschen zusammenlebt und sie Tag und Nacht sieht, kann etwas fühlen. Und ich fühle es! Kurz und gut, bei der Beratung mit dem Spezialisten kam nichts heraus. Ich hatte gehofft, man würde sie irgendwo wegschließen, um sie zu heilen, doch wie es aussieht, wird sie uns noch lange erhalten bleiben.

Und nun haben wir das Problem mit unserem literarischen Zirkel nächste Woche. Ein paar Worte dazu, aber zunächst der generelle Hintergrund.

Als wir in diesen Moschav gezogen sind und ich unsere Umgebung sah, wurde ich krank. Eine Woche lang lag ich im Bett, wollte niemanden sehen und nicht aus dem Haus

gehen. Ich bin im Zentrum Tel Avivs aufgewachsen, in der Hachaschmona'im-Straße, zwischen Achad-Ha'am-Straße und Rothschildallee. Ihr könnt es euch also ungefähr vorstellen. Ich hatte natürlich schon öfter andere Moschavs besucht, ich habe wunderbare Menschen und große Taten dort gesehen, aber so einen Ort hatte ich noch nie gesehen. Hier war ich noch nie gewesen. Was hatte ich hier verloren? Ich wusste nicht, dass es in Israel solche Orte gibt. Wir sind wegen der Arbeit meines Mannes hierhergezogen. Die Definition lautet »Regierungsbeamter«. Konkreter kann ich nicht werden, aus verständlichen Gründen.

Vom ersten Augenblick an begriff ich, dass wir in die Diaspora zurückgekehrt waren, in eine hässliche Kleinstadt in Osteuropa von der Sorte, wie sie Mendele Mocher Sefarim in seinen Geschichten beschreibt. Kleine, alte Häuser und heruntergekommene Höfe. Ignorante Menschen, die meisten fromm. An jeder Ecke gibt es eine Synagoge. Und ihr Geschäftszentrum (sie nennen es »Moschav«, als ob sie nicht im Moschav leben würden) ist irgendeine armseelige Straße mit erbärmlichen Läden und schiefen Gebäuden, wie auf den Gemälden von Chagall. Einfach grauenhaft. Im Lauf der Zeit lernte ich auch den moderneren Teil des Moschavs kennen. Der sieht schon viel besser aus. Es gibt schöne Häuser mit ordentlichen Gärten, gepflasterte Straßen und sogar Bürgersteige, und es wohnen liberale, ordentliche, gebildete Menschen dort. Aber wir waren, aus den verschiedensten Gründen, gezwungen, ein Haus im alten Teil zu beziehen.

Damit klar wird, wovon ich rede: Ganz in unserer Nähe, in unserer Straße, steht eine kleine Bank aus Holzbalken,

auf der immer ein paar alte Frauen eng beieinandersitzen, und manchmal stehen noch ein paar daneben, allesamt hässlich, mit Pockennarben und haarigen Warzen im Gesicht, und angezogen sind sie wie alte Weiber aus dem Shtetl, mit Lumpenkitteln, Kopftüchern, dicken Strümpfen und alldem, und eine der Frauen liest ihren Freundinnen aus einer Zeitung in Jiddisch vor, die sich, so steht es mit hebräischen Buchstaben geschrieben, »Der Amerikaner« nennt. Nun denkt ihr vielleicht, dass darin von dem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt in Amerika berichtet wird. Aber so hässlich, wie das Wort aussieht in dieser jiddischen Orthographie, so ist diese ganze Zeitung. Eine Art Schundzeitung mit Klatsch, billigen Sensationen und Märchen für alte Jüdinnen in Amerika. Die »Sonderzeitung«, die bei uns im Land herauskommt, hat dem gegenüber wirklich Shakespeare-Niveau. Aber das ist nicht der Punkt. Ihr versteht? Sie können nicht lesen, diese Frauen! Sie sind Analphabetinnen, und die Einzige, die lesen kann, liest den anderen vor! Und auch Hebräisch verstehen sie nicht besonders, nur Jiddisch mit ein bisschen Arabisch. Wobei das nun keine neueingewanderten Flüchtlinge in Israel sind, sie sind aus alteingesessenen Familien – wenn man also sagt, dieser Ort sei provinziell, ist das noch ein Kompliment.

Gegen Abend gibt es harte Augenblicke, besonders im Sommer, wenn alles offen ist und man hört, was draußen vor sich geht. Die Mütter rufen ihre Kinder nach Hause. Man könnte denken: Was gibt es Schöneres? Doch hier – was für ein Geschrei! Es genügt, dass eine Mutter ihr Kind ruft, und sofort schließt sich die nächste an und bemüht

sich, noch lauter zu schreien, damit man sie auch hört, und eine weitere Mutter fällt in den Chor mit ein. Und so ist es dann ein kompletter Trupp von Müttern, die nach ihren Kindern schreien und ihnen zubrüllen, dass sie schnell nach Hause kommen sollen, als ob da draußen gleich ein Unglück geschehen würde. Und die allerschlimmste ist eine Mutter, die jeden Abend zur gleichen Zeit nach ihrem Jungen schreit, Avihu heißt er, die eine kräftigere Stimme als alle anderen hat, sie wirklich allesamt übertönt. Sie brüllt immer diesen einen Satz, jeden Abend genau dieselben Worte: »Avihu! Komm schnell heim! Dein Vater kommt gleich und bricht dir die Knochen!«

Ich kann mich nicht daran gewöhnen. Jedes Mal, wenn ich das höre, bekomme ich Gänsehaut. Ich kenne den Jungen, diesen Avihu, nicht. Auch mein Sohn, Jair, weiß nicht, wer das ist. Avihu ist offenbar um einige Jahre jünger als er. Doch sie wohnen nicht weit von unserem Haus, danach klingt es jedenfalls. Mein Herz weint um diesen Jungen, Avihu. Ich stelle ihn mir als einen süßen, ausgelassenen Bengel vor, der seinen Eltern nicht immer folgt. Wie jedes normale Kind. Und wenn ihm so gedroht wird, dass er heimkommen soll, dann ist das sicher die Sprache, die sie dort zu Hause sprechen. Auch wenn sein Vater ihm nicht wirklich die Knochen bricht, besteht kein Zweifel daran, dass es dort Schläge setzt, ob nötig oder nicht. Und wenn ich diese Frau schreien höre, »Dein Vater kommt gleich und bricht dir die Knochen«, spüre ich die Schläge, die dieser kleine Bengel bekommen wird, am eigenen Leib, und es zerreißt mir das Herz. Sogar jetzt, während ich das erzähle, würgen mich beinahe die Tränen.

Auch in Tel Aviv werden die Kinder nach Hause gerufen, aber nicht so, nicht mit solchem Geschrei, oder jedenfalls nicht in unserem Viertel. Wir zum Beispiel haben einen bestimmten Pfiff gewählt, und bis heute weiß Jair, wenn er ihn hört, dass er damit gerufen wird. Auch wenn mein Mann mich sucht, benutzt er ihn, den Pfiff der Familie. Wir haben natürlich etwas Klassisches gewählt (aus »1812« von Tschaikowsky).

Das alles erzähle ich, um den Hintergrund zu schildern, den Ort, an den es uns wegen der Arbeit meines Mannes verschlagen hat. Zu unserem Glück haben wir, wie angedeutet, im Lauf der Zeit einige nette und kultivierte Menschen kennengelernt, unter den Lehrern in der Schule, in der ich Musik unterrichte, und unter den Eltern, deren Kinder bei mir privaten Klavierunterricht erhalten. Alle wohnen natürlich im modernen Teil des Moschavs. Es ist eine Art Gruppe entstanden. Wir haben angefangen, uns öfter zu treffen, einander zu besuchen. Dann haben wir beschlossen, diese Treffen in geordnete, regelmäßige Zusammenkünfte umzuwandeln. So etwas wie ein Zirkel. Man trifft sich einmal im Monat, jedes Mal in einem anderen Haus. Wir haben ein Komitee gewählt, das im Voraus das Programm, die Themen festlegt. Jedes Mal bereitet ein Teilnehmer des Zirkels einen kleinen Vortrag über irgendein literarisches, wissenschaftliches oder ideelles Thema vor, in dem er bewandert ist, und anschließend wird darüber sowie über andere Themen der aktuellen Gegenwart gesprochen. Auf keinen Fall jedoch über Politik! Politische Diskussionen ruinieren die Stimmung und bringen die Menschen dazu, einander anzuschreien und zu beleidigen.

Ab und zu spiele ich irgendein Stück auf dem Klavier vor (falls es ein Klavier in dem Haus gibt, in dem wir uns treffen; falls nicht, kommt der Plattenspieler zum Einsatz, der in den meisten Häusern in diesem Teil des Moschavs vorhanden ist). Wenn die Teilnehmer darum bitten, dass ich etwas spiele, und einfach keine Ruhe geben wollen, dann gebe ich etwas zum Besten, an dem alle ihre Freude haben. »Moment Musical« von Schubert, eine Mazurka von Chopin oder sogar Debussy, »Mondschein« zum Beispiel. Die Frau des Hauses serviert Kaffee und Kuchen, manchmal bringt eine aus der Gruppe irgendeine Spezialität mit, die sie zubereitet hat, und es werden lockere Unterhaltungen zwischen den Mitgliedern geführt.

Und nun ist die Reihe wieder an mir, den Zirkel zu Gast zu haben. Dieses Mal will ich den Teilnehmern eine besondere Überraschung bereiten. Ein junger, begabter Geiger wird die Violinbearbeitung eines Klavierstücks von Schumann spielen, die »Träumerei«, und ich werde ihn auf dem Klavier begleiten. Dieser junge Geiger ist mein Sohn, Jair Chefez, der bereits einen vielversprechenden Familiennamen hat, der »Gewünschte«, und der jetzt nur noch an seinem Vornamen, sozusagen an der »Erleuchtung«, zu arbeiten hat (diesen Scherz werde ich benutzen, wenn ich ihn den Mitgliedern des Zirkels vorstelle). Die Gäste werden Jairs Spiel hören können, das im letzten Jahr große Fortschritte gemacht hat. Trotz seines zarten Alters hat er ein tiefes musikalisches Verständnis, und auch sein Ton kristallisiert sich langsam heraus und wird persönlicher, was einen seelischen Reifeprozess widerspiegelt. Es war nicht einfach, ihn zu überreden, in diesem Rahmen aufzutreten (sein Va-

ter spottet über unseren Zirkel und meine Beschäftigung damit, und das hat Jair natürlich beeinflusst), aber am Ende sah er ein, dass er es sich, möchte er die musikalische Laufbahn fortsetzen und etwas erreichen, nicht erlauben kann, schüchtern zu sein, sich zu zieren und diesen ganzen Unsinn.

Im Vorfeld dieses Treffens, das zum ersten Mal bei uns stattfindet, seit Klara Hofmann hier zu Gast ist, hatte ich eine Unterredung mit ihr. »Jeder hat Dinge, die er nur schwer überwindet«, erklärte ich ihr, »doch es gibt Fälle, da muss man, muss man sich einfach wirklich beherrschen!«

Ich erklärte ihr auch, dass es das erste Mal sei, dass Jair und ich zusammen vor Publikum spielten. Wir arbeiteten schon seit einigen Monaten an diesem Stück von Schumann, das nicht länger als sechs bis sieben Minuten dauert. Sie habe es ja gehört, wir übten immer wieder, feilten an den kleinsten Einzelheiten, schufen einen musikalischen Dialog. Ich erläuterte ihr, wie wichtig dieser Abend für Jairs weiteren Weg sei, und daher brauche man eine ruhige, gesunde Atmosphäre. Ich bat sie darum, den Gästen nicht zu zeigen, was sie ihrer Meinung nach zwischen den Fingern und an den Ellbogen habe, und ihnen keine Geschichten von diesem Fleisch zu erzählen. Sie wolle mir schließlich bei der Bewirtung helfen. Aber Leute, die diese Geschichten hörten, würden danach weder den Kuchen noch den Kaffee, den sie ihnen serviere, anrühren wollen.

Sie wiederholte, dass die Leute solche Dinge normalerweise schon sehen wollten, ein solches Phänomen interessiere sie sehr wohl, und dass sie danach verlangten, noch mehr davon zu hören. »Denn was ich zu erzählen habe«,

sagte sie, »werden sie nirgendwo anders hören. Das ist nämlich nur mir passiert, dass mir die Deutschen eine Art Automat zum Fleischwachstum im Körper installiert haben. Wo sonst hört man so etwas?«

»Nein, liebe Klara«, erwiderte ich ihr, »normale Menschen wollen das weder sehen noch hören. Das sind krankhafte Dinge. Hierher kommen Menschen, um über Schönheit und Poesie, Kultur und Kunst zu reden und Schumanns wunderbare Musik zu hören. Daher bitte ich dich, während des ganzen Abends nicht von diesen Dingen zu sprechen, solange die Gäste im Haus sind. Wir haben keine andere Wahl, wir müssen uns das anhören, sie aber nicht.«

Es gelang mir, ihr das Versprechen abzunehmen, dass sie meiner Bitte nachkommen würde. Nicht nur um meinetwillen, auch zum Wohl der Karriere Jairs, den sie doch so liebte, wie sie immer sagte. Aber ich bin äußerst angespannt. Mir scheint, sie wird diesen Drang nicht beherrschen können und uns den Abend ruinieren, auf den wir uns schon so lange vorbereitet haben.

Normalerweise bleibt mein Mann nicht zu Hause, wenn der Zirkel bei uns zusammenkommt. Er geht Schach spielen mit einem Freund aus der Arbeit, der nicht weit von hier wohnt. Er macht sich das Leben leicht und überlässt die Gäste mir. Ich habe zu ihm gesagt: »Zum Teufel, Jehuda, es ist deine Cousine, nicht meine. Vielleicht nimmst du sie gefälligst mit!« Er antwortete nichts darauf, lächelte ruhig und versuchte mich zu überzeugen, dass schon alles gutgehen würde. Doch er weiß, nichts wird gutgehen.

Nach außen hin wirkt sie völlig normal, hat einen ruhigen Gesichtsausdruck, keine unsteten Augenbewegungen,



Jehoschua Kenaz

Die Nachmittagsvorstellung

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87333-6

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2012

Tragikomische Geschichten über die Absurdität des Alltags in Israel

Neben Amos Oz und Abraham Jehoschua gehört Jehoschua Kenaz zu den berühmtesten zeitgenössischen Schriftstellern Israels. Seine neuen Erzählungen sind allesamt Miniaturmeisterwerke, die das letzte halbe Jahrhundert beleuchten, den Alltag und die Abgründe im Leben der Menschen in Israel schildern und bei aller Eindringlichkeit, Unerhörtheit und Verlorenheit doch immer wieder ein Lächeln auf die Lippen des Lesers zaubern.

Eine private Filmvorführung in der Vorstadt kommt wegen zahlreicher Hindernisse und skurriler Ereignisse nie über den Vorspann hinaus, was der Eingeladene besonders ärgerlich findet, da es sich um einen Pornostreifen handeln soll. Ein Nachbar beschwert sich beim Hausbeirat über die Wohnung mit Eingang zum Hof, weil der Briefkasten schon überquillt: Der Mieter dort könnte verschwunden oder gar tot sein, da müsse man doch etwas unternehmen. Zu einem Fest in einer neuen Wohnung erscheinen lauter Leute, die sich untereinander nicht kennen und auf jemanden warten, der aber nicht kommt; stattdessen liegt eine Leiche im WC ...

»Die Nachmittagsvorstellung«: Das sind neun Geschichten über das Leben in Israel, Geschichten von Kindern, Frauen und Männern, denen Kenaz' wohlwollende, leicht ironische Aufmerksamkeit eine besondere Eindringlichkeit verleiht, Geschichten, bei denen der Abgrund dicht unter der scheinbar harmlosen Oberfläche lauert und die sich dem Leser nachhaltig einprägen.